Anike Krämer

Deutscher Studienpreis
2. Preis Sozialwissenschaften

Inter* als Zäsur und Chance – zum Erleben von Eltern intergeschlechtlicher Kinder

Wir alle haben genaue Vorstellungen davon, was Männer und Frauen sind und wie sie sich unterscheiden. Dabei spielt der Körper eine zentrale Rolle. An das Geschlecht sind zudem verschiedene Rollen, Verhaltensweisen und Emotionen gebunden. Geschlecht – und zwar in der Ausprägung männlich und weiblich – strukturiert unsere Welt. In einer Gesellschaft, in der Intergeschlechtlichkeit nur marginal Aufmerksamkeit geschenkt wird, erleben Eltern eine Diagnose aus dem Inter*-Spektrum als Zäsur und stehen vor der Herausforderung, sich mit dem Thema zu beschäftigen, eine eigene Position und Handlungsstrategien zu entwickeln. Bestehendes Wissen darüber, wie das Leben ihres Kindes hätte aussehen können wird verworfen, die Zukunft scheint ungewiss. Gleichzeitig bietet die Auseinandersetzung mit Inter* einige Chancen. In meiner Dissertation gehe ich dem Erleben der Eltern nach und zeige auf, welche Erfahrungen sie machen, wie sie den ersten Schock überwinden und wie sich eine neue Normalität konstituiert.

Anike Krämer promovierte an der Ruhr-Universität Bochum im Fachgebiet Soziologie.

Körber Stiftung

Körber Stiftung

Der vorliegende Beitrag wurde beim Deutschen Studienpreis 2021 mit dem 2. Preis in der Sektion Sozialwissenschaften ausgezeichnet. Er beruht auf der 2020 an der Ruhr-Universität Bochum eingereichten Dissertation »Inter* als Zäsur. Zum Alltagserleben von Eltern intergeschlechtlicher Kinder – eine wissenssoziologische Analyse« von Dr. Anike Krämer.

Inter* als Zäsur und Chance – zum Erleben von Eltern intergeschlechtlicher Kinder

Es gibt Duschgel für ›mutige Jungs‹ und ›zauberhafte Mädchen‹, Schnuller für die ›Dream Queen‹ und den ›Bad Boy‹, das Piratenschiff und das Prinzessinenschloss. Geschlecht strukturiert in seiner Konstruktion unseren Alltag, unsere Vorstellung von uns selbst und den anderen, unsere Zugänge zu Ressourcen und sogar unsere Gefühle. Während auf der einen Seite die Stereotypisierung von Mädchen und Jungen weiter zunimmt, gibt es gleichzeitig große Widerstände und Bestrebungen, die Diskriminierung und Ungleichbehandlung aufgrund des Geschlechts abzubauen. Die Verankerung einer Kultur der Vielfalt findet sich in Konzeptpapieren, Stellungnahmen, Leitlinien und in Chartas oder auch Gleichstellungsmaßnahmen. Intergeschlechtlichkeit ist in dieser Debatte um den Abbau von Diskriminierung allerdings ein eher marginales Thema.

Als die UN Deutschland 2010 für die Menschenrechtsverletzungen an intergeschlechtlichen Menschen rügte, war die Einführung eines Geschlechtseintrags ›divers‹ noch in weiter Ferne. 2010 forderte der UN-Ausschuss zur *Beseitigung jeder Form der Diskriminierung der Frau* (CEDAW) die Bundesregierung auf, Maßnahmen zum Schutz der Menschenrechte gegenüber intergeschlechtlichen Menschen zu ergreifen und in einen Dialog mit ihnen zu treten. Die frühkindlichen geschlechtszuweisenden Operationen ohne *informed consent* der betroffenen Person waren insbesondere Bestandteil der Mahnung. Die geschlechtszuweisenden Operationen an intergeschlechtlichen Kindern ist eine Debatte, die seit dem Erscheinen der Stellungnahme des deutschen Ethikrates im Bundestag sowie in Landtagen diskutiert wurde und wird. Es liegt bereits ein Gesetzesvorschlag zur Unterbindung dieser Praktiken vor, der bisher allerdings (noch) nicht verabschiedet wurde. Medial wurde und wird insbesondere die Möglichkeit der Offenlassung eines Geschlechtseintrags (2013) sowie die Möglichkeit eines dritten positiven Eintrags (2018) thematisiert. Geschlechtszuweisende Operationen, die Lebensverhältnisse von intergeschlechtlichen Menschen oder auch die physischen wie psychischen Folgen dieser Zuweisungen werden lediglich am Rande thematisiert.

Gesamtgesellschaftlich – so kann festgestellt werden – ist das Wissen über Intergeschlechtlichkeit überschaubar.

Dass wir heute überhaupt von Intergeschlechtlichkeit oder Inter* sprechen, ist eine historische Entwicklung. Die Körper, die heute als intergeschlechtlich bezeichnet werden, sind über die Jahrhunderte immer wieder unterschiedlich konzeptualisiert und interpretiert worden. Historische Begriffe wie ›Zwitter‹ oder ›Hermaphrodit‹ werden zwar manchmal noch als Eigenbezeichnung in der Community verwendet, sind aber als Fremdbezeichnung von den Begriffen Inter*, Intergeschlechtlichkeit oder im angloamerikanischen Raum Intersex abgelöst worden. Im medizinischen Kontext gibt es aktuell über 20 verschiedene Diagnosen, die intergeschlechtliche Körper beschreiben und klassifizieren sollen. Grundsätzlich bezeichnet Intergeschlechtlichkeit im westlichen Kulturkreis die körperliche Verfasstheit von Menschen, deren geschlechtlich attribuierte Merkmale wie Chromosomen, Gonaden, Hormone oder das äußere Genital von Geburt an nicht eindeutig in das binäre System von männlich und weiblich einzuordnen sind. Die Ausprägungen sind dabei in ihrer Diversität kaum zu greifen.

Die Forschung zu Themen rund um Intergeschlechtlichkeit umfasst einige wichtige Aspekte, beispielsweise die Langzeitfolgen medizinischer Behandlung, die Frage, wie intergeschlechtliche Erwachsene diese und den (familiären) Umgang mit ihrer Intergeschlechtlichkeit erlebt haben oder auch den Umgang der Medizin mit dem Phänomen vor dem jeweiligen historischen Hintergrund. Eine Forschung, die die Eltern intergeschlechtlicher Kinder in den Blick nimmt, gibt es bislang nicht, und das verwundert, sind sie es doch, die über Operationen entscheiden, einen wichtigen Beitrag zur Sozialisation leisten und die Kinder erziehen und somit für die Sicht des Kindes auf sich und die eigene Intergeschlechtlichkeit die Weichen stellen. Fragen nach dem Umgang, nach ihrem Erleben, ihren Aushandlungen sowie ihren Praktiken sind im deutschsprachigen Raum bislang schlicht nicht gestellt worden.

Mädchen oder Junge? Zweigeschlechtlichkeit als Ausgangspunkt

Meine Forschung widmet sich daher dem Erleben der Eltern. Wie gehen Eltern mit einer Diagnose um, die dem Bereich Intergeschlechtlichkeit zuzuordnen ist? Welche Rolle spielt die Intergeschlechtlichkeit ihres Kindes in ihrem Alltag? Welche Fragen beschäftigen die Eltern, und wie beantworten sie diese?

Im Rahmen meiner Forschung habe ich daher Eltern(teile) interviewt, deren Kinder in den ersten zwei Lebensjahren eine solche Diagnose gestellt bekommen haben – entweder schon direkt nach der Geburt oder nach einer Leistenbruchoperation im ersten Lebensjahr. Wichtig war mir dabei, die Eltern durch meine Fragen so wenig

wie möglich zu beeinflussen. Es ging darum, erst einmal zu hören, was sie erzählen wollen und was für sie relevant ist. Ein qualitativer Forschungsansatz mit einem hohen Erzählanteil der Eltern war daher die Methode der Wahl.

Grundsätzlich gilt, dass wenige Menschen bereits Vorwissen zu Intergeschlechtlichkeit haben. In unserer Gesellschaft gehen wir davon aus, dass es Männer und Frauen gibt und sich diese durch den Körper, insbesondere durch die Genitalien, unterscheiden lassen. Dieser *common sense* beinhaltet zudem, dass das Geschlecht naturhaft ist und mit verschiedenen Eigenschaften (wie etwa Fürsorglichkeit, Kraft, Durchsetzungsfähigkeit o.Ä.) einhergeht. Auch die von mir interviewten Eltern hatten insgesamt wenig Wissen über Intergeschlechtlichkeit. Lediglich ein Elternpaar hatte bereits Erfahrungen im Umgang mit dem Thema gesammelt, da die Schwester der Mutter selbst intergeschlechtlich ist. Für die anderen Eltern waren das Thema, der Umgang, die Bedeutung und die Konsequenzen der Diagnose neu. Weder in Vorbereitungskursen während der Schwangerschaft noch bei medizinischen Voruntersuchungen wurde auf die Möglichkeit verwiesen, dass sie Eltern eines intergeschlechtlichen Kindes werden könnten. Auch die mediale Präsenz des Themas (etwa im *Tatort*, in Dokumentationen oder sogenannten »Arztserien«) hat die Eltern nicht darauf vorbereitet, dass die Geburt eines intergeschlechtlichen Kindes eine reelle Möglichkeit ist.

Diagnose als Zäsur

Meine Forschung zeigt, dass eine Inter*-Diagnose für alle Eltern eine Zäsur im Leben darstellt. Die Routinewelt des Alltags wird durchbrochen und schließlich problematisch. Das Unvertraute, das sich in der Intergeschlechtlichkeit des eigenen Kindes manifestiert, führt zu einem Bruch mit der bestehenden alltäglichen Lebenswelt, in der es nur Männer und Frauen gibt. Dadurch wird der Moment der Realisierung und Thematisierung als Schock erlebt.

Auch wenn es bereits Wissen zu Intergeschlechtlichkeit in der Familie gibt, stehen die Eltern nun vor der Aufgabe, sich mit der Bedeutung der Diagnose für ihr(e) Kind(er) auseinanderzusetzen. Diese Zäsur zeigt sich insbesondere darin, dass die Eltern kein Handlungswissen darüber besitzen, wie jetzt mit der Situation umzugehen sei, was die Intergeschlechtlichkeit für die Zukunft ihres Kindes bedeutet oder auch für die eigene. Denn (unbewusste) Vorstellungen der Zukunft, etwa davon, wie das Kind aufwächst, sich verliebt, eine Familie gründet etc., werden nun infrage gestellt. Die Unkenntnis über (positive) Lebensverläufe intergeschlechtlicher Menschen führt bei den Eltern dazu, dass sie vor allem Diskriminierung, Mobbing und fehlende soziale Bezie-

hungen in der Zukunft ihrer Kinder befürchten. Nicht nur fehlt akut handlungsleitendes Wissen, es werden auch Zukunftsentwürfe und Normalitäten durch die Diagnose ins Wanken gebracht.

Diese Unsicherheiten zeigen sich auf einer emotionalen Ebene als eine Art Schock, welcher mit starken Gefühlen von Angst, Scham, Schuld oder auch Trauer einhergeht. Dabei kann die tief greifende Angst vor Ausgrenzung und Isolation als eine Erklärung für die Scham der Eltern gesehen werden, ebenso wie das Gefühl, als Mutter ›versagt‹ zu haben, indem sie ein ›versehrtes‹ Kind geboren hat. Schuld tritt insbesondere in Bezug auf die vermeintlichen Zukunftschancen des Kindes auf, etwa wenn es um die (Un-)Fähigkeit geht, einmal biologisches Elternteil zu werden. Die Trauer bezieht sich sowohl auf die versagte zukünftige Erfahrung des Kindes sowie die verwehrte eigene Zukunft als Großmutter oder Großvater. Sorgen bzw. Ängste bestehen hinsichtlich des Urteils des eigenen Kindes einerseits und des sozialen Umfeldes andererseits gegenüber elterlichen Entscheidungen, etwa der Namensgebung, der geschlechtlichen Erziehung oder der Offenheit bzw. Verschwiegenheit bezüglich der Intergeschlechtlichkeit gegenüber Dritten.

Medizinisches Setting

Da die Diagnose immer in einem medizinischen Setting stattfindet, ist dies der erste Rahmen, in dem Intergeschlechtlichkeit verhandelt wird. Dieses Setting wird von den Eltern vor allem als überfordernd wahrgenommen und als unsensibel charakterisiert. Die Eltern beschreiben Situationen, in denen das medizinische Personal als hektisch, fassungslos, intransparent oder übergriffig wahrgenommen wurde. Eine Mutter berichtet beispielsweise, dass sie mehrmals darauf hinweisen muss, dass ihr Kind kein Schauobjekt sei und lediglich der zuständige Arzt die Genitalien des Kindes begutachten solle. In einem anderen Fall kommt es gar zu einer möglichen strafrechtlich relevanten Grenzüberschreitung: Bei der Leistenbruchoperation wird dem Kind gegen den expliziten Willen der Eltern scheinbar eine Gonade entfernt. Eine außergerichtliche Einigung mit dem Krankenhaus fand im Nachgang statt.

Grundsätzlich ist das Verhältnis der Eltern zur Medizin ambivalent. In Bezug auf die Diagnosestellung und die damit einhergehende Bedeutung für die Körperlichkeit des Kindes ist das Vertrauen in die Medizin ungebrochen – auch wenn die Vermittlung durch die medizinische Fachsprache als schwierig erlebt wird. In Bezug auf die Diagnosevermittlung und die damit einhergehende psychosoziale Betreuung und Beratung der Eltern werden Ärzt*innen allerdings als inkompetent wahrgenommen. Dies liegt zum einen daran, dass sich manche Mediziner*innen auf überholtes Wissen berufen

– trotz einer 2016 verabschiedeten Leitlinie –, wodurch sie für die Eltern an Glaubwürdigkeit verlieren. Zum anderen ist die fehlende Sensibilität des medizinischen Personals ein wichtiger Aspekt. Diese Unsensibilität äußert sich darin, dass die Bedarfe der Eltern nicht wahrgenommen werden und unangemessene Sprache benutzt wird, etwa, dass ihr Mädchen »eigentlich ein Junge sei« oder dass sie sich glücklich schätzen können, da ihr Kind nicht ›transsexuell‹ sei. Fragen in Bezug auf alltägliche und soziale Situationen werden nicht beantwortet. Auch wird den Sorgen, Ängsten und Unsicherheiten der Eltern nicht kompetent begegnet. Zum Teil werden sie sogar durch die Interaktion mit Mediziner*innen verstärkt, etwa wenn darauf verwiesen wird, dass »die Welt nicht bereit ist für Zwitter« und der Ratschlag gegeben wird, Eltern sollten über die Intergeschlechtlichkeit des Kindes Stillschweigen bewahren. Allerdings sind es gerade die alltagsrelevanten Fragen, die für die Eltern am dringlichsten sind – gleich im Anschluss an die allgemeine Gesundheit des Kindes. Fragen lauten etwa: Gehe ich offen mit der Intergeschlechtlichkeit um? Wenn ja, wie kommuniziere ich sie? Ist das meinem Kind überhaupt recht? Wann und wie kläre ich mein Kind auf? Welche Auswirkungen hat die Intergeschlechtlichkeit auf die Erziehung? Etc.

Neue Normalität

Eltern intergeschlechtlicher Kinder wünschen sich Ansprechpersonen, die ihnen in den vielfältigen Bereichen, die das Thema Intergeschlechtlichkeit betreffen kann, Hilfe und Austausch bieten. Daher wenden sich die Eltern insbesondere der Selbsthilfe zu. Hier erhoffen sie sich, durch den Austausch mit anderen Eltern und intergeschlechtlichen Menschen mehr über die mögliche Zukunft ihres Kindes zu lernen, und darüber, wie sie diese positiv beeinflussen können.

Im Austausch mit anderen Eltern und intergeschlechtlichen Menschen können Handlungsentwürfe anderer erkannt und übernommen bzw. verworfen werden. Die Motivation, dem Kind eine positive Zukunft zu ermöglichen, wird dabei vor allem durch zwei Strategien verfolgt. *Erstens* soll das Selbstverhältnis des Kindes durch einen positiven Selbstbezug bestimmt sein. *Zweitens* soll das Weltverhältnis möglichst ohne Irritationen, Beschämungen und Erklärungs- bzw. Rechtfertigungsnotwendigkeit auskommen.

Die Anerkennung der Normalität von Vielfalt ist ein wichtiger Schritt in der Bearbeitung der Eltern. Diese vorerst kognitive Auseinandersetzung, etwa durch die Beschäftigung damit, welche Facetten Geschlecht beinhaltet, durch die Reflexion der eigenen Geschlechtlichkeit und der gesellschaftlichen Auseinandersetzung um Vielfalt führt, auch zu einer affektiven Annäherung einer Akzeptanz von vielfältigen Körpern und

Geschlechtsausprägungen. Auch der alltäglich werdende Umgang mit der Intergeschlechtlichkeit und das Sprechen darüber führen zu einer Normalisierung. Durch das Erproben, etwa indem zunächst eher losen Bekannten von der Intergeschlechtlichkeit erzählt wird, um zu sehen, wie diese reagieren, können eigene Handlungsstrategien entwickelt und geprüft werden. Mit diesen Strategien gelingt es den Eltern, eine eigene Normalität herzustellen. Die Sorgen bezüglich der Zukunft verringern sich zudem durch die Erfahrung der Bewältigung des ersten Schocks. Die Eltern machen dabei die eigene Erfahrung, dass eine Normalisierung möglich ist und die Intergeschlechtlichkeit im täglichen Umgang mit ihrem Kind in den Hintergrund rückt.

Neue Erfahrungen – neue Perspektiven

Die Intergeschlechtlichkeit des eigenen Kindes führt zwangsläufig zu neuen Erfahrungen. Schwierig für die Eltern sind dabei Erfahrungen der Ablehnung und Ausgrenzung, etwa wenn eine Freundin vorwurfsvoll statt mitfühlend reagiert oder Grenzüberschreitungen im medizinischen Setting erlebt werden. Allein das Gefühl, eine irgendwie ›andere‹ Familie zu sein, ist für manche Eltern belastend. Die Angst aufzufallen, und die Bewusstwerdung über den eigenen Wunsch, ›normal‹ zu sein, erschweren den Alltag. Auch die intensive Beobachtung des eigenen Kindes und das Suchen nach Vorboten des Identifikationsgeschlechts kann anstrengend, wenn nicht sogar belastend sein. Jede Wahl des Kindes, etwa ob es das Auto oder die Puppe, den rosafarbenen oder den grünen Becher wählt, werden daraufhin untersucht, ob diese Wahl etwas über die Geschlechtlichkeit des Kindes aussagt. Manches Mal sind diese Situationen mit der Angst konnotiert, das ›untypische‹ Verhalten könne Dritten auffallen und zum Gesprächsstoff werden.

Allerdings werden nicht nur schwierige Erfahrungen gemacht. Teil des Erlebens ist auch die intensive Auseinandersetzung mit der Vielfalt von Geschlecht und der Bewusstwerdung bzw. der Reflexion eigener Werte und Normen und den damit verbundenen Erziehungszielen. Die damit verbundene Erfahrung von Selbstwirksamkeit äußert sich beispielsweise darin, dass einige Eltern sich gesellschaftlich engagieren und etwa eine eigene lokale Selbsthilfegruppe aufbauen oder Aufklärungsarbeit in Bezug auf Intergeschlechtlichkeit betreiben. Auch der Stolz auf das eigene Kind ist Teil der Erfahrungswelt der Eltern. Nicht zuletzt erzählt ein Elternpaar auch über eine veränderte Wahrnehmung von politischen Debatten, insbesondere wenn es um das Thema Geschlecht geht, wie etwa bei Diskussionen um Unisex-Toiletten, Gender Mainstreaming oder geschlechtergerechte Sprache.

Herausforderung oder Chance? Beides!

Meine Dissertation zeichnet das Erleben der Eltern nach, mit den Schwierigkeiten und Unsicherheiten, die die Diagnose mit sich bringt. Was diese Forschung besonders wertvoll macht, ist, dass auch die Bewältigungsstrategien deutlich werden. In einem nächsten Schritt können so Bedarfe erkannt und politische Konsequenzen gezogen werden. Denn was bei der Untersuchung deutlich wird, ist, dass nicht der Körper des Kindes als problematisch erlebt wird, sondern die gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich in kollektiver wie persönlicher Unwissenheit bezüglich der Thematik zeigen, ebenso wie in der erlebten fehlenden Sensibilität (nicht nur, aber vor allem von Seiten der Medizin), in Grenzüberschreitungen und Ausgrenzungserfahrungen. Der körperliche Aspekt spielt im Erleben der Eltern nur dann eine Rolle, wenn es um eine mögliche oder unmögliche biologische Elternschaft geht, und bei der Frage, ob der Körper des Kindes auch zur selbst erlebten Geschlechtsidentität passt. Für beides sehen die Eltern die Antwort allerdings in der Zukunft, nämlich dann, wenn ihr Kind selbst entscheiden kann, was es als problematisch empfindet und was vielleicht auch nicht.

Neben Erkenntnissen für die Bildungs- und Beratungsarbeit, für politische Entscheidungen oder pädagogische Arbeit bietet meine Dissertation weitere praktische Anschlüsse, die in Teilen bereits Einzug in die Praxis gehalten haben. So trug die Dissertation entscheidend zu der Gestaltung der Informationsseite inter-nrw.de bei, die ich im Auftrag des Ministeriums für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration des Landes Nordrhein-Westfalens konzipiert und entworfen hab. Diese bietet als einzige Website bundesweit vielfältige Informationen allein zum Thema Inter* an, welche für verschiedene Zielgruppen und in verschiedenen Sprachen verständlich aufbereitet wurden.

Da Intergeschlechtlichkeit bis heute ein gesellschaftlich tabuisiertes Thema ist und es nur ein geringes kollektiv geteiltes Wissen über die körperlichen Variationen, den Umgang mit intergeschlechtlichen Menschen und die gelebten Realitäten gibt, konnten die Eltern in der Regel auch nicht auf einen bestehenden eigenen Wissensvorrat zurückgreifen. Die negativen Erfahrungen, die Eltern im medizinischen Kontext machen, verstärken entweder bestehende Ängste und Sorgen und/oder führen zu einem Vertrauensverlust gegenüber Ärzt*innen. Die Auseinandersetzung mit Intergeschlechtlichkeit ist aber in dreifacher Hinsicht auch eine Chance. *Erstens* beginnt bei den Eltern durch die Wissensaneignung ein Prozess zur Bewältigung des Schocks durch die Entwicklung eines neuen Normalitätsbegriffs und -empfindens. Um ihr Kind schützen zu können, bedarf es einer Enttabuisierung sowohl in der Familie als

auch im sozialen Umfeld, da sind sich die Eltern sicher. Auch wenn sich neue Gewissheiten bilden, bleiben Unklarheiten, Unsicherheiten und Ungewissheiten zwar bestehen, sie scheinen aber eher bewältigbar. Sie zeigen sich insbesondere in konkreten Überlegungen dazu, ob es sinnvoll ist, dem sozialen Umfeld von der Intergeschlechtlichkeit des Kindes zu erzählen oder das Kind selbst entscheiden zu lassen, wem es davon erzählen möchte. *Zweitens* haben Kinder die Chance, in einem Umfeld aufzuwachsen, in dem der eigene Körper und das eigene Geschlecht nicht tabuisiert werden. Ohne die Last eines (familiären) Geheimnisses ist der Aufbau einer positiven, unbelasteten Beziehung zu den Eltern leichter, und auch ein positiver Selbstbezug ist wahrscheinlicher. Dieser stärkt wiederum das eigene Selbstkonzept, wodurch diskriminierende Erfahrungen besser bewältigt werden und Wünsche und Bedürfnisse besser geäußert werden können. *Drittens* eröffnet die Beschäftigung mit den Lebensrealitäten intergeschlechtlicher Menschen neue gesellschaftliche Perspektiven und Handlungsmöglichkeiten. Nur durch den Aufbau von kollektivem Wissen über Inter* können die selbstgesteckten Ziele, nämlich der Abbau von Diskriminierung und die Gleichbehandlung der Geschlechter, wie sie etwa in den Bildungsplänen der Länder und im Grundgesetz festgeschrieben sind, erreicht werden. Zudem könnte so ein Schritt dahin getan werden, die Menschenrechtsverletzungen, die die UN angemahnt hat, zu beenden.